Nr. 20.

David Livingstone,

der Missionar und Afrika-Reisende.

David Livingstone.

Zweite Auflage.

Berlin N.O. 43.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Friedenstraße 9.

Preis 15 Pfennig.

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missionswerkes in China, Südafrika und Deutsch-Ostafrika sind

Gaben zur Unterstützung desselben

höchst willkommen.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesendet, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden

zu

Berlin N.O. 43

Georgenkirchstraße 70.

David Livingstone, der Missionar und Afrikareisende.

1. Jugendjahre.

David Livingstone wurde am 19. März 1813 unweit der Stadt Glasgow in dem Fabrikdorfe Blantyre geboren. Er war armer Leute Kind. Sein Vater betrieb einen kleinen Spezerei-Handel, der zum Unterhalt seiner Familie jedoch kaum ausreichte; die Mutter war eine fromme, arbeitsame Frau, die sich's um ihre Kinder sauer genug werden ließ. Es gab damals in jener Gegend Schottlands noch keine festgeordnete Schule und unser David hat deshalb die Schulbank auch nicht viel drücken dürfen. Doch hatte er einen Trieb zum Lernen von frühe an. Es lebte in jenem schottischen Dorfe noch ein alter, abgedankter Soldat, Thomas Burke mit Namen. Dem machte es Freude, aus freien Stücken die Buben seines Dorfes in der Bibel zu unterweisen, und David war einer der eifrigsten seiner Schüler. Auch begleitete er ihn gern auf seinen Gängen barmherziger Samariterliebe zu den Armen und Kranken der Umgegend. Am Abend aber war David am liebsten daheim. Dann saß er auf den Knieen seines Großvaters am flackernden Kamin und lauschte mit höchster Spannung dessen Geschichten von alten Zeiten, von dem Leben auf der Insel Ulva, auf der der Großvater aufgewachsen war, von Stürmen und gestrandeten Schiffen, von den Gefahren auf dem Meere und durch Meer-Ungeheuer.

David war neun Jahre alt geworden und sollte sich nun sein Brot selbst verdienen. Er wurde zur Arbeit in die Fabrik geschickt. Morgens um 6 Uhr begann dieselbe und endete erst um 8 Uhr abends. Aber der edle Gottesfunken, der in dem Knaben lebte, wurde durch das Rasseln der Maschinen nicht betäubt oder ertötet. Den größten Teil seines ersten Verdienstes gab er seinen armen Eltern. Mit dem Rest des Geldes lief er nach der Stadt, aber nicht, um sich dort etwa zu vergnügen,

sondern — um sich eine lateinische Grammatik zu kaufen. Wenn er dann abends aus seiner Fabrik heimkehrte, hat er noch oft bis Mitternacht über seiner Grammatik gesessen und gelernt, daß die fürsorgliche Mutter manchmal dem kleinen Nachtwächter das Licht ausblies und ihn zu Bett jagte, damit seine Nachtruhe ihm nicht zu sehr verkürzt wurde. Im 16. Jahre kannte er seinen Vergil und Horaz aus dem Grunde. Alles, was ihm sonst noch von Büchern in die Hände kam, verschlang er mit wahrem Heißhunger, gleichviel ob dieselben von Würmern, Pflanzen oder Sternen handelten. Am liebsten aber waren ihm die Reisebeschreibungen, die Schilderungen fremder Völker und Sitten.

Der bibelfeste, doch etwas einseitige Vater schüttelte zuweilen den Kopf über seinen Sohn. Er hielt alles Lesen, ausgenommen das des ihm so teuern Bibelbuches für unnütz, wo nicht gar sündlich, und David Livingstone erzählte später, daß er die letzte Prügel von seinem sonst so liebevollen Vater deshalb bekommen hätte, weil er ein erbauliches Buch nicht lesen wollte. Aber was die Prügel des Vaters nicht vermochte, das brachte der Geist Gottes bald darauf in ihm zu stande. Er fühlte, daß er einen Heiland brauchte, und lernte Den lieben, der sein Leben uns zu Liebe in den Tod gegeben hat. Ja er liebte ihn bald mit solcher Glut, daß er beschloß, Ihm ganz und gar sein Leben zu weihen.

Was kann ich für meinen Heiland thun, wodurch kann ich ihm meine Liebe beweisen? Das war die Frage, die ihn nun unaufhörlich beschäftigte. Er hatte von China gehört, dem großen Reich der Mitte, in dem Millionen von Menschen leben, ohne den Heiland zu kennen. Denen wollte er gern das Evangelium bringen, und damit er leichter dort Eingang fände, wollte er Medizin studieren, um ihnen leiblich Gutes zu thun und dadurch ihre Herzen für den Heiland zu gewinnen. Nun kaufte er sich medizinische Bücher und durchstreifte in seiner freien Zeit die Umgegend nach allerlei Heilkräutern, um diese praktisch kennen zu lernen. Sein jüngerer Bruder war auf diesen für beide so interessanten Streifzügen sein treuer Begleiter, obwohl derselbe oft so müde und hungrig dabei wurde, daß er Thränen vergoß. — David ging immer haushälterischer mit seiner Zeit um und nahm stets sein Buch in die Fabrik mit, wo er es so auf die Maschine legte, daß er Satz für Satz lesen konnte, während er seine Arbeit überwachte.

Als er achtzehn Jahre alt war, wurde er bei der recht mühsamen Arbeit des Baumwollspinnens angestellt. Diese wurde so gut bezahlt, daß er fortan nur die Sommerszeit über arbeitete, den Unterhalt für die Familie davon bestritt und mit dem Rest des Geldes im Winter auf der Universität zu Glasgow Vorlesungen über Medizin und Sprachen besuchen konnte. Niemals hat er auch nur einen Pfennig Unterstützung von jemand erhalten. Seine Freunde rieten ihm, sich an die Londoner Missionsgesellschaft zu wenden und um Aufnahme zu bitten. Das geschah. In Glasgow hatte unser David Medizin studiert, in London studierte er dann weiter Theologie; doch als er eben fertig geworden und gern zu den Chinesen abreisen wollte, war der Opiumkrieg zwischen China und England ausgebrochen. Kein Fremder wurde in China eingelassen. David Livingstone aber wollte keine Zeit verlieren, und so entschloß er sich schnell, nach Afrika zu gehen, und dahin wollte ihn Gott auch haben. Missionar Moffat war zu jener Zeit gerade in England gewesen, hatte das neue Testament in der Betschuanen-Sprache drucken lassen und durch seine Erzählungen von den Erfolgen in dieser Mission alles in Staunen gesetzt. Mit ihm bestieg Livingstone ein Schiff, das dem Süden von Afrika zusegelte. Das war im Jahre 1840.

2. Livingstone als Missionar.

Livingstone reiste nach glücklicher Landung fürs erste mit Moffat 150 Meilen landeinwärts gen Norden nach dessen Station Kuruman, wo der alte, ehrwürdige Moffat unter dem Volksstamme der Betschuanen wie ein Vater unter seinen Kindern lebte. Livingstone schaute mit Freuden in dieses gesegnete Arbeitsfeld, blieb aber nur so lange, bis er der Sprache der Betschuanen mächtig geworden war. Dann trieb es ihn vorwärts weiter ins Innere Afrikas hinein, wohin noch kein Fuß eines Missionars oder Europäers vorgedrungen war. Fünfzig Meilen weiter nordwärts kam er zu einem Stamme der Betschuanen, die sich Bakuena oder Krokodil-Leute nannten. Dort ließ sich Livingstone einstweilen nieder. Welche seltsamen Sitten lernte er hier kennen! Die Häuser oder vielmehr Hütten der Betschuanen sind von einer Dornenhecke oder Einzäunung umgeben, die eine oder mehrere Hütten umschließt, deren Wände kaum zwei Meter hoch, aber von einem

spitzen Dache überwölbt sind. Ein Loch von etwa vier Fuß Höhe dient als Eingang, nachts wird die Öffnung durch eine Art geflochtener Thür zugedeckt. Fenster und Rauchfang fehlen gänzlich. Gewöhnlich enthält die ganze Hütte nur ein Gemach, zuweilen ist aber der innerste Raum auch abgesondert und dient als Schlafkammer. Die Bekleidung der Betschuanen war so dürftig, daß sie eigentlich kaum eine solche zu nennen ist. Sie

Wohnung der Betschuanen.

bestand nur in einem Gürtel, an dem vorne und hinten ein Lederschurz befestigt ist. Zum Schutz gegen die Witterung warfen sie sich den sogenannten Karoß oder Fellmantel um, worin die Mütter zugleich ihre Säuglinge einbanden. Den Schmuck liebten sie sehr, eine Schnur gewöhnlicher Glasperlen erregte dort große Bewunderung. Das Haar der Betschuanen ist gleich einem verfilzten Polster auf ihren Köpfen, das die Frauen sich dem größten

Teile nach abrasieren und nur mitten auf dem Kopfe stehen lassen. Mit Fett und Eisenglimmer wird der Haarwulst dann noch steifer gemacht und mit einer Schnur von Glasperlen umgeben. Im übrigen aber gelten die Betschuanen für einen der reinlichsten afrikanischen Volksstämme.

In der Mitte einer jeden betschuanischen Stadt oder größeren Ortschaft befindet sich der Khotla oder Marktplatz. Dieser ist ein eingezäunter, runder Platz, in welchem sich der Häuptling täglich einige Stunden aufhält, um die Bitten und Beschwerden seiner Unterthanen anzuhören. Selbst bei Nachtzeit steht dort ein Teil seines Gefolges an einem Feuer auf Wachtposten, um das Eintreffen wichtiger Meldungen ihrem Herrn sofort anzuzeigen. Alle Ratsversammlungen oder Pitschos werden dort abgehalten, alle Rechtshändel dort geschlichtet. Alle ankommenden Fremden begeben sich sofort auf den Khotla, woselbst sie der Häuptling mit Boyala (einer Art Bier aus Hirse bereitet) und Amaschi (dicker Milch) bewirten läßt. Oft wimmelt es in dem Khotla wie in einem Bienenschwarm, nur in der Mittagshitze ist er verödet.

Die Knaben der Betschuanen, welche Genossen der Häuptlingssöhne werden wollen, müssen eine Zeit lang in tiefer Waldeseinsamkeit leben. Dann werden sie so lange durchgebläut, bis sie im stande sind, eine fließende Lobrede auf sich selbst zu halten, was leider bei uns zu Lande so mancher, auch ohne Prügel zu bekommen, nur zu gut versteht. So bringen die Betschuanen in der Prahlerei es auch herrlich weit. „Sieh, welch einen schönen, gemästeten Ochsen bringe ich Dir zum Geschenk," sagte z. B. ein Betschuane, wenn er dem Missionar eine magere Ziege oder ein elendes Schaf bringt!

Aus dieser Betschuanen-Wildnis kehrte Livingstone noch einmal nach Kuruman zu Moffat zurück, denn er hatte dessen Tochter Marie liebgewonnen und wollte sie fragen, ob sie nicht seine Frau werden und seine Einsamkeit teilen wollte. Sie sagte fröhlich: Ja! und nach der Hochzeit zog Livingstone mit seiner geliebten Frau nun wiederum noch tiefer dem Inneren Afrikas zu, wo der Häuptling Setschele in Kolobeng seiner schon sehnsüchtig harrte. Früher war Setschele ein großer Jäger gewesen, dem die Freuden der Jagd über alles gingen. Seitdem aber Livingstone zu ihm gezogen war, hatte er nur den einen Gedanken, das gute Wort des großen Geistes lesen zu lernen. Alle seine Jagdfreuden gab er willig daran und lernte so eifrig, daß der früher so hagere

Mann aller Bewegung vergaß und daher ganz korpulent zu werden begann. Er hatte bald großes Verlangen nach der christlichen Taufe, und dies Verlangen war ein so lauteres, aufrichtiges, daß er mit allen Sitten und Gebräuchen seines Landes brach. Er entließ alle Frauen bis auf eine, verwarf alle Zauberei und trat öffentlich vor seinem Volke zum Christentume über. Er hoffte, sein Volk würde seinem Beispiele folgen. Statt dessen aber wehklagte dies, daß ihr Vater nicht mehr der ihre wäre, sondern die Wege seiner Väter verlassen hätte. Die Verwandtschaft der entlassenen Frauen empörte sich in bittrer Feindschaft, der Besuch der Kirche und Schule nahm ab. „Ach," klagte Setschele, „in früheren Zeiten, wenn der Häuptling die Jagd liebte, so ging sein ganzer Stamm auf die Jagd; trang er gern Bier, so thaten es seine Leute auch; liebte er Musik und Tanz, so musizierte und tanzte alles. Nun ich aber das Wort Gottes liebe, will kein einziger meiner Brüder folgen."

Dennoch ging von des Häuptlings wie von des Lehrers Hause ein spürbarer Einfluß auf das ganze Volk aus. Mehrmals gelang es Livingstone, blutig drohende Kriege zu verhindern, und die rohen Volkssitten wurden milder. Überall zeigte sich Livingstone seinen Betschuanen als ein treuer helfender Freund, der ihnen alle möglichen Freundschaftsdienste leistete, an ihren Krankenbetten ihnen Liebe erwies, ihuen Medizin gab und sich allmählich dadurch mehr und mehr Eingang zu den Herzen gewann. Seine Frau Marie wurde geliebt wie eine Mutter und immer nur Ma-Robert, nach ihrem erstgebornen Söhnchen (Mutter des Robert) genannt. Sie stand ihrem Manne auch in der Missionsarbeit treu zur Seite und hielt eine Kleinkinderschule, welche bald von hundert Kindern besucht wurde.

Da wurde das Land von einer entsetzlichen, anhaltenden Dürre heimgesucht. Der Boden brachte kein Gewächs mehr hervor, das Laub an Bäumen und Sträuchern vertrocknete, der Fluß hatte kein Wasser, alles lechzte nach Regen. Man bestürmte Livingstone, dem Setschele doch zu erlauben, wie ehedem Regen zu machen. Dann, versprachen sie, wollten sie auch fleißig zur Schule und Kirche kommen. Aber Setschele ließ sich nicht in die alte Zaubereisünde locken. — Livingstone mußte zur Prüfung seines Glaubens sehen, wie kaum eine Meile von Kolobeng mehrmals der Regen niederrauschte, aber der Missionsplatz blieb dürr trotz

seiner Gebete. Er vertraute indes seinem Gott, wiewohl er sein Walten nicht verstand. Als die Feindseligkeiten gegen ihn sich immer mehr regten, gedachte er des Auftrages seiner Missionsgesellschaft, so tief wie möglich in das Innere Afrikas einzudringen. Sollte die Dürre und die Feindseligkeiten der Leute ein Wink sein, daß er seinen Wanderstab aufs neue zu ergreifen hätte?

3. Von Loanda nach Kilimane. (Erste Reise.)

Livingstone hatte gehört, daß jenseit der Wüste Kalahari, nordwestlich von Kolobeng, ein schöner See und dahinter ein Land mit Wald und Wasser läge, bewohnt von dem Volk der Makololo unter deren starkem, edlen Häuptling Sebituane, einem Freunde Setscheles. Dahin wollte er seine Schritte lenken. Setschele zuckte die Achseln und sagte: „Du wirst nimmermehr durch die Wüste kommen, selbst wir Schwarzen können es nur zu gewissen Zeiten." Livingstone aber schreckte vor keinem Hindernis zurück. Zwei Engländer, Oswell und Murray, schlossen sich dieser Entdeckungsreise an, und am 1. Juni 1849 ging es mit Ochsenkarren hinein in den tiefen, trotz des dortigen Winters dennoch heißen Wüstensand. Unzählige Mühen waren zu überwinden. Bald waren sie durch die afrikanischen Dornbüsche, die mit ihren dicken, tiefen Stacheln alles festhalten, was in ihr Bereich kommt, aufgehalten, bald mußten sie mühsam nach Wasser graben und die oft trübe spärliche Feuchtigkeit vermittelst des Stengels einer Pflanze einsaugen, um ihren Durst zu löschen. Am Sonntage ruhte stets der Reisezug, und Livingstone hielt dann jedesmal mit seinen Begleitern und Dienstleuten Gottesdienst. Einmal jubelten die Wanderer fröhlich auf. Ein wogender, blauer See, umkränzt von grünen Bäumen, zeigte sich ihren entzückten Blicken. Sehnsüchtig eilte alles dem frischen Wasser entgegen. Aber plötzlich verschwand die Erscheinung. Es war nur ein Luftbild, eine Fata Morgana gewesen. Enttäuscht und mühsam ging der Zug vorwärts. Endlich, anfangs Juli, stieß er auf einen schönen Fluß, den Zuga, welcher aus dem Ngami-See kommt. Fröhlich ruderte man in Kähnen der Uferbewohner den Fluß hinauf, zur Seite schattige Wälder. Am 1. August lag der große See, der etwa die Größe des Bodensees hat, vor aller Augen. Bunte Pflanzen, hohe Palmen, schattige Bäume, Riesen-

stämme bis zu 70 Fuß im Umfang schmückten die Ufer. Zahllose Antilopen, Nashörner und Elefanten durchstreiften den Wald. In Europa, wo man bis dahin das ganze Innere Afrikas für eine ungeheure Sandwüste gehalten hatte, rief diese Entdeckung das freudigste Staunen hervor. Livingstone trieb es mit Gewalt vorwärts, um das Land und Volk jenseit des Ngami-Sees kennen zu lernen und ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen. Doch der Häuptling, der am See wohnte, verlegte ihm den Weg, und Livingstone sah sich endlich genötigt, den Rückweg nach Kolobeng anzutreten. Aber schon im April 1851 machte er sich abermals, und zwar diesmal mit seiner Familie und dem Freund Setschele nach dem Ngami-See auf. Diesmal ließ er den See

Tsetse-Fliege
in dreimaliger Vergrößerung.

links liegen. Der Weg war noch wüster, die Einöde noch trostloser. Kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Gestrüpp war zu sehen. Der Führer, den Livingstone für diese Reise genommen hatte, lief davon, seine Kinder verschmachteten fast vor Durst. Zu alledem kam noch die fürchterliche Plage der Tsetsefliege. Ihr Stich schadet zwar den Menschen nicht, wirkt aber auf Rindvieh, Pferde und Schafe sicher todbringend. Alle vierzig Zugochsen fielen, das übrige Vieh war auch schon todesmatt und ging dem sichern Untergang entgegen. In dieser Not sah Livingstone plötzlich einen Haufen Schwarzer fröhlich singend heranziehen. Ein Mann von hohem Wuchse und stattlicher Haltung begrüßte freundlich die erstaunten Weißen. Es war Sebituane selbst, der Häuptling der Makololo, der Freund Setscheles. „Kommt zu mir," lud er

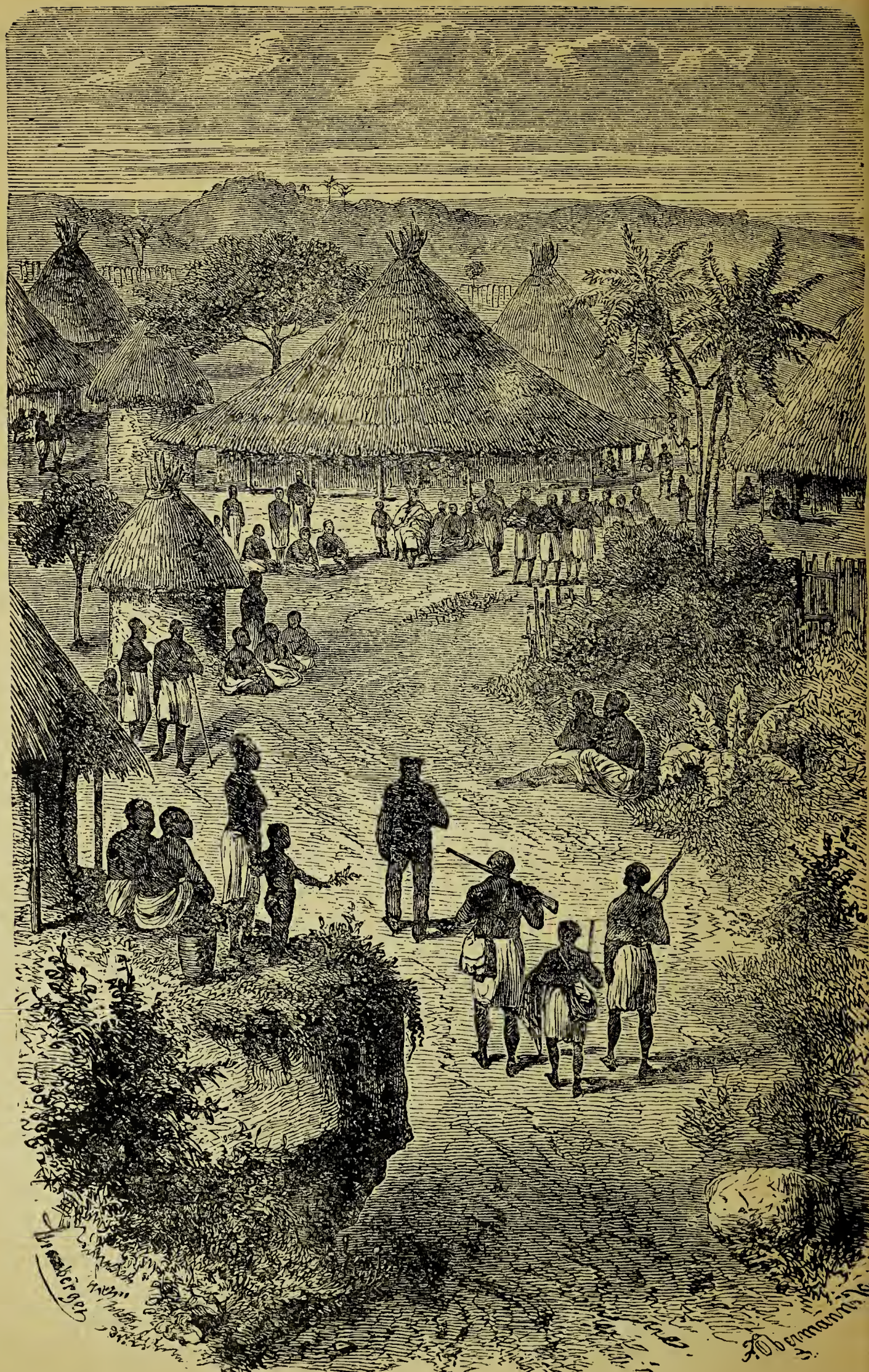
sie freundlich ein, „ich sehe, euer Vieh ist von der Tsetse gebissen und wird sterben; ich habe Ochsen genug und werde euch geben, soviel ihr braucht."

Sebituane war ein mächtiger und tapferer Herrscher, von seinem Volk, den Makololos, geliebt und geehrt. Er zeigte sich auch willig, das Evangelium anzunehmen und versprach Livingstone, mit ihm durch sein ganzes Gebiet zu reisen und ihn nach seinem Belieben einen Wohnplatz auswählen zu lassen. Unsers Freundes Herz schlug voller Hoffnung und Freude. Aber Gottes Gedanken waren anders als die seinen. Sebituane erkrankte an Lungen-Entzündung, und bald stand Livingstone tief erschüttert an der Leiche seines eben gewonnenen Freundes. „Niemals," sagte er, „hat mich der Tod eines Schwarzen so tief betrübt, er war entschieden der beste Häuptling, den ich je kennen lernte."

Livingstone faßte den Plan, unter diesem mächtigen Volke eine feste Station zu gründen, die hier im Herzen Afrikas ein Mittelpunkt für die Missionsarbeit werden sollte. Zu diesem Zweck reiste er nach der volkreichen Stadt Linyanti. Dort herrschte Sekeletu, ein Jüngling von 18 Jahren, der ihn freundlich aufnahm.

„Was möchtest du gern," fragte er den weißen Mann, „du darfst nur sagen, was du willst, du sollst alles haben." „Ich bin nicht dazu gekommen, um Geschenke von dir zu empfangen," erwiderte Livingstone, „sondern um dir selbst ein solches zu bringen; ich will dich und dein Volk zu Jüngern Christi machen." Auch die Leute zeigten sich überall freundlich, brachten ihm fette Ochsen zum Geschenk, indem sie ganz bescheiden sagten: „Nimm dies Stücklein Brot von unsrer Hand." Großes Staunen erregten seine Sachen, alles war ihnen neu und fremd. Einmal fanden sie seinen Spiegel und konnten, als sie sich darin erblickten, nicht genug über sich selbst staunen. „Bin ich denn das?" fragte eine Frau. „Ach, was habe ich doch für ein entsetzlich großes Maul und meine Ohren sind wie Kürbisblätter!" Und ein Mann bekannte: „Man hat mir wohl gesagt, ich bin häßlich. Es ist wahr, ich bin über die Maßen häßlich."

So gern nun auch Livingstone unter diesem freundlichen und empfänglichen Volke geblieben wäre, so war schließlich doch das Ergebnis dieser neunwöchentlichen Reise, daß er die Gegend durchweg für seinen Plan zu ungesund fand, und wo sie es nicht wahr, drohten räuberische Feinde oder die böse Tsetse-Fliege Tod und



Livingstones Besuch bei Sekeletu.

Verderben. Mühsam und fieberkrank schleppte er sich nach Linyanti zurück, aber ein neuer Plan beschäftigte schon wieder seinen Kopf. Er wollte von Inner-Afrika aus eine Straße zum Atlantischen Ozean hin bahnen, dadurch einen ehrlichen Handelsverkehr zwischen Europa und den Makololos eröffnen und der Räuberei, wie dem schrecklichen Sklavenhandel zu steuern suchen. Sekeletu freute sich dieses Planes und stellte ihm 27 seiner brauchbarsten Männer zur Verfügung. Die portugiesische Stadt Loanda war das Reiseziel. Sie liegt am Atlantischen Ozean in gerader Linie von Linyanti etwa so weit entfernt wie Paris von Petersburg. Es war also eine Riesen-Aufgabe.

Munter ging es anfangs vorwärts den Sambesi hinauf. Die Fährleute schlugen mit ihren Rudern den Takt und lärmten und schrieen dazu nach Herzenslust. Abends ging man ans Land, zündete helllodernde Wachtfeuer an, um dadurch die Löwen und Hyänen zu verscheuchen. Livingstone befahl sich und seine Leute dem Schutze Gottes an, und morgens vor dem Aufbruch beugten ebenfalls alle die Kniee zum Gebet. Unterwegs in der majestätischen Natur erzählte er dann seinen Leuten von der noch viel größeren Majestät Gottes, der gleichwohl seines eignen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn für die Welt dahingegeben hat.

So erreichten sie das Gebiet der Balonda. Königin Nyamoane, die Herrscherin dieses Reiches, empfing sie freundlich und warnte sie den Fluß weiter hinaufzurudern. „Dort wohnen böse Leute," sagte sie, „auch giebt's dort große Wasserfälle. Reiset lieber landeinwärts zu Schinte, meinem Bruder, dem gewaltigsten unter den Balonda-Fürsten. Ich will euch meine Tochter Manenko als Führerin mitgeben." Das geschah.

Die zwanzigjährige Manenko erschien sogleich und erklärte, sie wäre reisefertig. Sie hatte eine kräftige Gestalt, trug keine Kleidung, war über und über mit roter Farbe beschmiert und mit allerlei glitzerndem Zierrat behangen. Livingstone ritt auf einem Ochsen an der Spitze des Zuges, Manenko schritt munter ihm zur Seite und schwatzte dabei unaufhaltsam. „Warum trägst du keine Kleider?" fragte er. „Kleider" rief sie stolz, „Kleider sind nur für gemeine Leute, ich aber bin vornehm, deshalb trage ich sie nicht."

Der Weg wurde immer mühsamer und führte oft durch Dornen und dichtes Gestrüpp, Manenko arbeitete sich überall

wacker durch und ermunterte noch die andern. Endlich hatten sie die Stadt des Schinte erreicht. Zum ersten Male erblickte dieser samt seinen Leuten ein weißes Gesicht. Vor Freude darüber machten sie eine große Musik, die so klang, daß einem Hören und Sehen dabei vergehen konnte. Livingstone wollte sich dankbar beweisen und zeigte ihnen dafür sein Schattenspiel mit den glänzend farbigen Bildern, das er mitgenommen hatte. Zumeist waren es Darstellungen aus der biblischen Geschichte, daran konnte er dann so manches gute Wort anknüpfen.

Nach zehn Tagen ging die Reise weiter, Prinzessin Manenko aber blieb hier bei ihrem Oheim zurück. Die Gegend wurde immer sumpfiger, die Nahrung schlechter, und das schreckliche Fieber ergriff unsern armen Reisenden aufs neue. Zu alledem kamen noch Kriegsgefahren im Gebiet der feindlichen Tschiboque. Bewaffnet umzingelten sie die kleine Schar, zogen ihre Schwerter und richteten ihre Flinten auf den weißen Fremden. Livingstone blieb in allen Gefahren unerschütterlich ruhig. Das Geschenk eines Ochsen verschaffte ihm freie Reise durchs Land. Von Fieber und Hunger geschwächt, stürzte er einmal von seinem Reitochsen.

Aber Gott half ihm immer wieder auf, so daß er doch endlich, trotz all der unsäglichen Gefahren, am 31. Mai 1854 das ersehnte Ziel, die Stadt Loanda, erreichte. Wie staunten seine Makololos, als sie den unermeßlichen Ozean mit den vielen Schiffen erblickten, und welch wonniges Behagen fühlte unser Freund, als er sich nach sechs Monaten wieder einmal in ein ordentliches Bett zum Schlafen niederlegen konnte! Man wollte ihn bereden, sich zu seiner Erholung nach England einzuschiffen. „Nein, nein," rief er, „ich darf es nicht, die Leute, die mir so vertrauensvoll gefolgt sind, muß ich erst wieder in ihre Heimat zurückführen." Diese Treue rettete ihm das Leben, denn jenes Schiff, welches ihn nach England bringen sollte, versank auf seiner Heimfahrt in den Wogen des Meeres.

Auf dem Rückwege geriet Livingstone auch noch in mehr als eine Lebensgefahr. Bei einer Zebra-Jagd sah er plötzlich einen wütenden Büffel auf sich losstürzen. Kein Baum war in der Nähe, der ihm Schutz gewähren konnte. Er ergriff seine Büchse, ließ das Tier herankommen, befahl seine Seele Gott und drückte los. Dann warf er sich aufs Gesicht und das Untier schoß wütend

über ihn herüber bis zum Wasser. Dort stürzte es zusammen; Livingstone aber pries Gott für seine Lebensrettung.

Im Herbst des Jahres 1855 zog man unter dem Jubel der Einwohner wieder in Linyanti ein. Sekeletu war ganz glücklich über die alte Oberst Uniform, die sein weißer Freund ihm aus Loanda mitgebracht hatte, er schritt darin würdevoll einher wie ein weißer König. Auch zwei Esel hatte ihm Livingstone geschenkt, da diesen der Stich der Tsetse-Fliege nicht schadet. Als diese zum ersten Male ihr „J—a, J—a!" erschallen ließen, erschraken

Livingstones Sturz von dem Reitochsen.

die Leute weit mehr als über das Brüllen des Löwen. — Am folgenden Sonntag hielt Livingstone einen Dankgottesdienst, zu dem Sekeletu in seiner neuen Uniform erschien.

Da er die Verbindung von Linyanti aus nach dem Westen hin durchforscht hatte, wollte er nun auch sehen, ob nicht eine Verkehrsstraße nach Osten zum indischen Ozean hin aufzufinden und zu eröffnen wäre. Sekeletu rüstete ihn mit Leuten sowie Vorräten wieder treulich aus, erlaubte ihm auch alles Elfenbein aus seinem Lande mitzunehmen. Ein alter Makololo sagte: „Jesus wird mit dir sein und dir unter Feinden helfen; und wenn er

dich sicher geleitet und zu uns zurückbringt, so werde ich sagen: Er hat mir eine große Gnade erwiesen." Sekeletu begleitete seinen Freund selbst eine gute Strecke Weges. — An einem dieser Wandertage stürzte der Regen mit Gewalt vom Himmel, Livingstone war völlig durchnäßt. Die kalte Nacht brach herein, und er legte sich zur Nachtruhe auf den feuchten Boden. Da kam der schwarze Häuptling, hüllte seine eigene Decke um den Frierenden und blieb selbst unbedeckt die lange kalte Nacht hindurch. Diese Güte rührte Livingstone ungemein. An einem großartigen Wasserfall, dem unser Reisender den Namen Victoria-Fall gab, kehrte Sekeletu wieder um, Livingstone aber zog weiter in das schöne Land der Batoka und dann in das Gebiet der Mburuma. Hier hatten die Sklavenhändler früher schrecklich gehaust und die Einwohner gegen alle Fremde mit Haß und Grimm erfüllt, so daß diese Tag und Nacht auf ihrer Hut sein mußten. Oft rückten dieselben ihnen bewaffnet entgegen, Livingstone aber wußte sie immer wieder von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen, und der HErr ließ ihm nichts Übles widerfahren. Als sie in Tete, dem Hauptplatz der Potugiesen, anlangten, bat er seine Leute: „Bleibt jetzt hier in Tete; ich gehe weiter ans Meer und dann nach England, aber ich komme wieder und führe euch dann in eure Heimat zurück." „Ja," antworteten sie, „wir vertrauen dir, du wirst wiederkommen und uns zu Sekeletu bringen!"

Livingstone stand am Ende seiner ersten großen Reise. Er hatte den dunklen Erdteil von Kapstadt bis zum Sambesi, von Paolo de Loanda am Atlantischen Ozean bis Kilimane am Indischen Ozean durchwandert. Kein Reisender hatte vor ihm ähnliches in Afrika geleistet.

4. Am Sambesi, Schire und Njassa. (Zweite Reise.)

Am 12. Dezember 1856 stieg Livingstone in England an Land. Man empfing den kühnen Länder-Entdecker mit großen Ehren, veranstaltete viele Feste, aber er benutzte die Begeisterung nur, um seinen fernen lieben Schwarzen neue Freunde zu gewinnen. Die Londoner Missionsgesellschaft beschloß den Makololos Missionare zu senden, auch nördlich vom Sambesi wollte man von England aus eine neue Mission gründen. Die Regierung baute für Livingstone einen zerlegbaren, eisernen Dampfer, und Livingstone

eilte mit neuem Mut und neuen Hoffnungen wiederum Afrika zu. Es kann ihm zuerst darauf an, den Sambesi und seinen großen, schiffbaren Nebenfluß, den Schire, zu erforschen. Auf dieser Reise entdeckte Livingstone den großen Njassa-See, lernte überhaupt vieles Neue kennen. Einmal bewirteten ihn die Leute jener Gegend mit einem ganz besonderen Leckerbissen, einem Kuchen, der aus Millionen von Mücken gebacken war. Livingstone fand dies Backwerk ganz wohlschmeckend, ähnlich dem Kaviar. Diese herrliche Gegend am Schire und Njassa erkannte er aber auch bald als einen Hauptsitz des schrecklichen Sklavenhandels. Eine bittere Wehmut durchzog sein Herz bei dieser Entdeckung. „Ein einziger, englischer Kriegsdampfer mit etlichen Kanonen, der auf dem Njassa-See kreuzte, könnte den ostafrikanischen Sklavenhandel ins Herz treffen," so meinte er.

Ehe er aber diese reichgesegneten Länder weiter durchforschte, beschloß er, seine getreuen Makololos, die noch immer in Tete auf ihn warteten, in ihre Heimat nach Linyanti zurückzuführen. Im August 1860 langte er samt seinen treuen Schwarzen wieder in Sekeletus Land an. Er hoffte dort sein Herz an brüderlicher Gemeinschaft erquicken zu können; denn er hatte gehört, daß seine thatkräftigen Landsleute bereits die Mission unter den Makololo in Angriff genommen hatten.

Was aber fand er? Nichts als Gräber. Die jungen Missionare, welche ihr Werk mit Eifer und Liebe begonnen hatten, waren bald ins frühe Grab gesunken. Livingstone hörte nur noch die Lieder singen, welche die schwarzen Kinder von ihnen gelernt hatten. Die ganze Missionskolonie, die von England abgesandt war, um auf dem von ihm vorgeschlagenen gesunden Hochlande der Batoka zu arbeiten, kam bereits entkräftet in dem von anhaltender Dürre damals heimgesuchten Linyanti an. Es bot sich keine Gelegenheit zur Weiterreise, und so begannen sie dort mit hingebender Liebe ihre Mission zu treiben. Aber ein Grab nach dem andern mußte gegraben werden, Livingstone stand weinend vor diesen acht Gräbern. Auch der junge Häuptling Sekeletu lag schon sei langer Zeit krank am Aussatz und sein mächtiges Reich geriet mehr und mehr in Verfall. Als Livingstone nach diesen schmerzlichen Erfahrungen von Linyanti nach der Ostküste zurückgekehrt war, erhielt er die ihm hocherfreuliche Nachricht, daß neue Missionsgeschwister mit dem evangelischen Bischof Mackenzie an ihrer Spitze unterwegs

wären. Er eilte ihnen entgegen, um selbst ihr Führer nach dem bergigen Schirehochland zu werden und sie mit allen Sitten und Gebräuchen dort bekannt zu machen. Leider war dies Land, welches Livingstone zwei Jahre zuvor in tiefem Frieden und glücklichem Wohlstande angetroffen hatte, inzwischen durch räuberische Einfälle feindlicher Völker und die Umtriebe der portugiesischen Sklavenhändler arg verwüstet worden. Bei ihrer Reise durch dies unglückliche Land hörten sie, daß einer jener Sklavenzüge ihnen ganz nahe sei. Sofort wurde beschlossen, diesen Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Bald trafen sie den langen Zug geknebelter Männer, Weiber und Kinder. Vorn, in der Mitte und hinten stolzierten die portugiesischen Treiber, auf langen Zinnhörnern ein Stück blasend. Sobald sie den Engländer erblickten, rannten sie spornstreichs in den Wald hinein. Sofort wurde nun den armen Negern die lange, schwere Sklavengabel, Gori genannt, durchgesägt und den Halbverschmachteten Nahrung gereicht. Livingstone schauderte, als sie von den Greueln erzählten, die sie unterwegs durchgemacht. Unter den befreiten Sklaven befanden sich auch zwei arme Knaben, Tschuma und Susi, die später Livingstones liebste, treuste Diener wurden. Die neue Missionsstation wurde in Magomera auf dem Schirehochlande, nicht so sehr weit von dem salzigen Schirwa-See angelegt.

Livingstone aber zog weiter, noch einmal nach dem dichtbevölkerten Njassa-See, um den Greueln des Sklavenhandels dort noch genauer nachzuspüren. Was er dort sah und erlebte, war so entsetzlich, daß er beschloß, bis zum letzten Hauch seines Lebens gegen diese Barbarei anzukämpfen. Allein von den Ufern des Njassa-Sees wurden damals wöchentlich über 200 Sklaven fortgeschleppt, das machte in einem Jahr über 10000. — Eine rechte Herzensfreude und Erquickung war es ihm, als er in dieser Zeit sein treues Weib in die Arme schließen konnte, die ihm nachgereist war und beschlossen hatte, nunmehr alle Gefahren der Wildnis mit ihm zu teilen. Aber auch sie sollte ihm rasch wieder entrissen werden. Das afrikanische Fieber ergriff sie, alle Pflege war umsonst, am 27. April 1862 ging sie heim, und Livingstone grub der teuern Leiche unter einem großen Boabab oder Brotbaume bei Schupanga am Sambesi das einfache Grab und legte unter heißen Thränen die geliebte Leiche zur ewigen Ruhe nieder. Gott dein Weg ist heilig, dein Wille geschehe!

Bald darauf (1864) wurde Livingstone von der englischen Regierung in die Heimat zurück gerufen. Er war damals bereits über 50 Jahre alt und hätte sich wohl Ruhe gönnen können nach seinen vielen Reisen und Wanderungen, aber die Liebe für Afrika ließ ihn nicht ruhen. Ein neues Unternehmen wurde beschlossen. Die Königliche geographische Gesellschaft stellte ihm die Aufgabe, die Quellen der drei großen afrikanischen Ströme, des Nil, Sambesi und Kongo aufzusuchen und den Zusammenhang dieser Ströme mit den großen afrikanischen Seen zu erforschen. Das sollte alles zu dem Zwecke geschehen, um einen Verkehr mit jenen Gegenden zu eröffnen und den bösen Sklavenhandel Afrikas abzuschaffen.

5. Im Herzen Afrikas. (Dritte Reise.)

So begab sich David Livingstone auf die dritte seiner großen Reisen nach Afrika. Zuerst reiste er nach Bombay in Ostindien. Dort hatte er sieben Makololos und die beiden befreiten Sklavenjungen Tschuma und Susi zur christlichen Erziehung hingesandt. Diese nahm er nun wieder mit sich, dingte noch einige Leute dazu und nun ging es von neuem dem Innern Afrikas zu. Er schlug diesmal einen neuen Weg ein; er wanderte von der Mündung des Rovuma-Flusses südwestlich nach dem Südende des Njassa-Sees, wandte sich dann nach Nordwesten quer durch das weite Gebirgsland der Angoni, bis er endlich den großen Tanganjika-See an seinem Südende erreichte. Fort und fort sah er die entsetzlichen Spuren des Sklavenhandels. Hie und da lagen einzelne, von den Händlern erschlagene Männer und Weiber, oder er fand auch ein Joch mit noch lebenden Sklaven, die man ohne weiteres hatte liegen lassen, daß sie am Wege verschmachteten. Mehr denn je zuvor sah er im Verlauf dieser Reise Thaten der furchtbarsten Grausamkeit und die Verwüstung und Entvölkerung Ostafrikas durch die mohammedanischen Menschenräuber und Sklavenhändler. Tief erschütternd ist der Inhalt seiner Tagebücher über diesen schwarzen Fleck im dunklen Afrika, wenn er darüber schreibt: „Dies ist die mühseligste und beschwerlichste aller meiner Reisen; den größten Jammer, das schrecklichste Elend, Grausamkeiten, die über alle Beschreibung gehen, haben meine Augen gesehen, verübt von mohammedanischen Menschenräubern. Das Herz ist mir davon so verwundet, daß auch dem Körper alle Kraft vergangen

ist und ich wie ein Bündel Haut und Knochen bin. Ich hatte diese Gegenden früher als reich bevölkerte und gut angebaute gekannt; jetzt ist alles zu einer Wüste und Einöde geworden."

Als Livingstone in das Gebiet der gefürchteten Angoni vordrang, ergriff seine Leute ein panischer Schrecken. Etwa die Hälfte lief auf und davon, verbreitete an der Küste die falsche Nachricht: Livingstone wäre von den wilden Angoni mit der Axt erschlagen worden. Die Nachricht eilte nach Europa und erfüllte alles mit tiefem Schmerz (1866). Ein Freund Livingstones, Young mit Namen, wollte sie nicht glauben. Er reiste selbst nach Afrika hinüber, drang bis zum Njassa-See vor, konnte Livingstone aber nicht auffinden, erfuhr indes soviel, daß er jedenfalls noch am Leben wäre. Dies veranlaßte dann andere, namentlich den jungen, kühnen Stanley, den einsamen Forscher und Dulder im Innern Afrikas aufzusuchen und ihm die ersehnte und nötige Hülfe zu bringen.

Ehe er aber zu Livingstone vordringen konnte, hatte dieser noch jahrelang viel auszustehen. Einmal liefen ihm zwei seiner Diener davon, welche gerade das Mehl und die Arzneikiste trugen, „Da war mir zu Mute," erzählte später Livingstone, „als hätte ich mein Todesurteil empfangen. Aber freilich geschieht nichts ohne den Willen des Vaters im Himmel." Fieber, Hunger und Schwäche, wozu sich noch die schreckliche Plage der Ameisen gesellte, hatten seinen armen Körper so heruntergebracht, daß er keinen Gottesdienst am Sonntage mehr halten konnte. Doch zeigte er den Leuten wenigstens seine Bilderbibel und erzählte ihnen die biblischen Geschichten dabei. Immer flehte er zum Herrn, ihn nicht müde werden zu lassen in dem Eifer, Gutes zu thun, und zu geben, daß er seinem heiligen Bilde immer ähnlicher werde.

Im April 1867 stand Livingstone an dem großen Tanganjika-See. Welch ein schönes Bild stillen Friedens war das! Aber körperlich fühlte er sich so schwach, daß er kaum mehr zu gehen im stande war und mehrmals vor Schwäche umfiel und sich jämmerlich zerschlug. Seine treuen Diener hingen eine Decke vor seine Hüttenthür, damit kein Fremder seine Hülflosigkeit sehen möchte. Endlich konnte er sich einer arabischen Karawane anschließen und mit ihr dem Moero-See und Lualaba-Strom entgegenziehen, die er beide durchforschen wollte. Sie kamen nach der Residenz des Königs Kasembe. Das Thor dieser Stadt war mit 60 Menschenschädeln geschückt, überall liefen die Leute mit abgestutzten Ohren

und abgehauenen Händen herum, die zur Strafe, oft nur wegen einer Kleinigkeit, so verstümmelt waren.

Aus diesem Lande des Blutdurstes kam Livingstone (1868) nach dem großen Bangweolo-See, einem neuen großen See, den er im Innern Afrikas entdeckte. Von dort wollte er sich wiederum nordwärts wenden. Das Wetter wurde aber zu ungünstig, der Regen wollte kein Ende nehmen. Livingstone erkrankte an Lungen-Entzündung, hustete Blut und war so schwach, daß ihn seine treuen Diener auf einer Tragbahre weiterschafften. Der arme Mann litt namenlose Pein und langte endlich halbtot in Udschidschi an. Aus seinem Körper mußte er zwanzig Stück einer bösen Art Würmer herausziehen, die sich dort eingenistet hatten. Aber seine Seele litt noch mehr, als er erst erkannte, daß jener Ort ebenfalls ein schreckliches Nest von Sklavenhändlern wäre.

Als er wieder etwas zu Kräften gekommen war, raffte er sich abermals auf zu neuen Forschungen. Er kam in das Land der Manjuema. Welch reiche und schöne Gegend, aber die Bewohner derselben waren Menschenfresser! Bekam ein Mann mit seiner Frau Streit, so kam es leicht, daß er diese erschlug, ihr Herz aus der Brust riß und dasselbe mit Ziegenfleisch zusammen zu einem Leckermahle sich zurecht machte. Doch war auch in ihren Seelen ein Seufzen und Sehnen nach Erlösung. Sterben bei euch auch die Leute? wurde Livingstone gefragt. Und wohin gehen sie nach dem Tode? Habt ihr kein Mittel gegen den Tod? So hatte derselbe auch hier Gelegenheit, ihnen von dem großen Gott zu erzählen, der ein Herr ist über Leben und Tod der Menschen und das Gebet seiner Kinder um Erlösung erhört. Bald erreichte Livingstone den von ihm schon lange gesuchten Lualabe-Fluß. Er meinte damit den Oberlauf des Nil entdeckt zu haben; in Wirklichkeit stand er an dem gewaltigen Kongo-Fluß, der sich fast zweihundert Meilen westlich in den Atlantischen Ozean ergießt. Als er sich dort in dem von arabischen Händlern bewohnten Ort Njangwe aufhielt, warf ihn ein Cholera-Anfall nieder und alle seine Leute liefen davon, nur seine Sklavenjungen blieben treu. Sie wichen nicht von seiner Seite. Ganz erschöpft kehrte er in die Hütte einer armen, alten Negerin ein, die ihm schnell eine Mahlzeit bereitete. „Iß nur, du bist nur schwach vor Hunger," sagte sie, aber als der Kranke die mitleidige Schwarze genauer ansah, merkte er, daß sie aussätzig war. Er segnete ihr mütterlich

fühlendes Herz, wagte aber von der Speise, die ihre kranken Hände bereitet hatten, nichts zu essen, weil er fürchtete, er werde auch von der entsetzlichen Krankheit angesteckt werden.

Hier in Njangwe war er Zeuge eines schrecklichen Ereignisses. An einem herrlichen Sommermorgen waren dort fünfzehnhundert Menschen zusammengekommen, um einen Markt abzuhalten. Die Männer führten die schwerbeladenen Kähne herbei, die Frauen trugen auf ihren Köpfen die Waren das Ufer hinauf und legten sie aus, dazwischen spielten fröhlich Kinder. Da wurde plötzlich von den Leuten der arabischen Sklavenhändler ein mörderisches Gewehrfeuer auf die nichtsahnenden Schwarzen eröffnet, und es folgte ein Gemetzel von so furchtbarer Wildheit, daß Livingstone den Eindruck bekam, er sei in der Hölle. Später schreibt er: „Es ist mir gelungen manches Bild aus meinem Gedächtnis zu tilgen, aber mit den schrecklichen Szenen, die ich an jenem Morgen gesehen habe, will es mir nicht gelingen. Sie verfolgen mich selbst im Schlafe und ich erwache zuweilen mit Schrecken, weil sie vor meine Seele treten."

Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Reisetouren samt den unsäglichen Mühsalen, Gefahren und Leiden immer weiter zu schildern. Als Livingstone gegen das Ende des Jahres 1871 wieder in Udschidschi anlangte, war seine Not auf den Gipfelpunkt gestiegen. „Ich bin zum Skelett abgemagert," schreibt er in seinem Tagebuch, „dazu stehe ich als Bettler da, aller meiner Waren und Vorräte beraubt.*) Ich komme mir vor, wie der Mensch, der auf dem Wege nach Jericho unter die Mörder gefallen war. O daß doch ein barmherziger Samariter käme!" Und es kam ein solcher. Am 10. November, als Livingstone in schwere Gedanken versunken in seinem öden Gemach saß, stürzte Susi herein und rief so laut er konnte: „Ein Engländer! Ein Engländer! Ich sah ihn!" — Livingstone eilte hinaus. Eine mit vielen Vorräten reich beladene Karawane zog herbei, und bald standen sich Livingstone und Stanley gegenüber, denn dieser kühne Amerikaner war ja ausgezogen, den Verlorenen zu suchen. Nun hatte er ihn gefunden! Das war ein Jubel! Livingstones Herz war ganz Dank gegen Gott und Menschen.

---

*) Araber, denen er sich auf der Reise angeschlossen, hatten ihn seiner Habe beraubt.

Eine gute Strecke gab Livingstone seinem wieder heimkehrenden Retter das Geleit, und derselbe empfing einen tiefen Eindruck von Livingstones durch und durch christlicher Persönlichkeit. Das ist nicht Christentum allein in Worten, sondern in der That und Wahrheit, das fühlte er. „Auch Du solltest nun heimkehren zu Deinen Kindern," sagte er zu Livingstone, aber dieser wollte nichts davon hören, bis er sein Werk vollendet hätte. Beim Abschiede versprach Stanley seinem Freunde, den er mit Vorräten aller Art reichlich versehen hatte, ihm neue Reisebegleiter von der Küste her zu senden. Während Livingstone auf diese wartete, hörte er, daß die Araber, mit welchen zu reisen er sich schon vorgesetzt hatte, die aber nun vor ihm aufgebrochen waren, fast alle unterwegs erschlagen wären. „Wie viele Fälle kenne ich jetzt schon," sagte er, „in denen mich Gott so wunderbar errettet hat! Wie oft habe ich schon dicht vor den Pforten des Todes gestanden, und Gott hat mich immer behütet. Wie häufig mag er mich noch behütet haben, ohne daß ich davon weiß!"

Fast wollte es dem rastlosen Mann zu lang werden auf die Reisebegleitung zu warten; endlich kamen die 57 Männer an, welche Stanley ihm gesandt. Seinem Schwiegervater, dem greisen Moffat, schrieb er kurz vor dem neuen Aufbruch: „Ich trete diese Reise an mit der festen Überzeugung, daß ich nicht mehr zurückkehren werde. Aber das ist mir gleich. Ich denke jetzt viel an jene Welt, in die ich bald eintreten muß." — Er nahm seine Richtung zwischen den großen Seen (Baugweolo- und Tanganyika), wo er die Nilquellen vermutete. Vom Himmel strömte ein unaufhaltsamer Regen, stundenlang mußte man durch den grundlosen Morast waten oder tiefe Flüsse passieren. Das Wasser ging nicht selten bis an den Hals. Seine Begleiter bewiesen die größte Ausdauer; oft trugen sie ihren lieben, weißen Vater lange Strecken auf ihren Schultern durchs Wasser. In diese trübe Zeit fiel sein letzter Geburtstag, der 19. März. „Ich danke Dir, mein Herr und Heiland," schrieb er, daß Du mich auf der Lebensreise bisher behütet hast. So viele Hindernisse sind vor mir aufgestiegen. Laß Satan nicht über mich triumphieren, o du mein treuer Hirt!" Aber noch sollte die Not immer höher steigen. Das Land war in fast unübersehbarer Ferne überschwemmt, vielen seiner Begleiter sank der Mut und sie machten sich heimlich

davon. Endlich brach auch Livingstone vor Krankheit und Schwäche zusammen. Erschöpft mußte er sich niederlegen. In seiner Todesschwäche hielt er noch seinen letzten Sonntagsgottesdienst. Seine Leute trugen ihn abwechselnd bis zum Dorfe Ilala (am Bangweolosee). Dann konnte er nicht mehr weiter. „Bauet mir eine Hütte, daß ich darin sterbe," bat er. Es geschah so rasch als möglich. Seine Kräfte schwanden zusehends. Der Häuptling wollte ihn noch sehen, aber Livingstone war zu schwach dazu. Am Abend des zweiten Tages bat er noch seinen

Livingstone und seine Begleiter einen Fluß durchschreitend.

treuen Susi, er möchte seine Reise-Apotheke bringen. Mit großer Anstrengung suchte er sich aus derselben noch ein Mittel hervor, und sagte kurz vor Mitternacht zu Susi: „So, jetzt ist's gut; nun kannst du gehen." Das waren die letzten Worte, die Menschen von ihm gehört. Susi ging. Livingstone blieb ganz allein mitten im dunklen Afrika, allein im dunklen Todesthal. Am andern Morgen frühe traten seine Begleiter in die Hütte. Sie fanden ihren Herrn vor seinem harten Lager knieend, die Arme aufs Kissen gestützt, das müde Haupt in den gefalteten Händen. Sie glaubten, er bete; aber er war eine Leiche, betend war seine Seele hinübergegangen. Das war am 1. Mai 1873.

So groß war die Liebe, mit welcher seine Diener ihm zugethan waren, daß sie den kühnen Entschluß faßten, die Überreste des teuren Mannes nach seiner Heimat zu tragen. Das Herz und die inneren Teile begruben sie im Walde, der Leichnam wurde mit Salz und Branntwein eingerieben, an der Sonne vollständig getrocknet und von den Getreuen unter manchen Schwierigkeiten bis zur Küste gebracht und dem nächsten Dampfer nach England mitgegeben. Dort ruht er in der herrlichen Westminster-Abtei zu London. Ein einfacher Stein deckt die Gruft, er zeigt die Schriftstelle Joh. 10, 16. „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle, und dieselben muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Herde und ein Hirte werden," und daneben stehen die Worte, welche der „Missionar, Reisende, Menschenfreund," wie ihn die Inschrift des Gedenksteins nennt, einst, als er noch allein inmitten des dunklen Erdteils unter seinen lieben Schwarzen weilte, in sein Tagebuch geschrieben hat, die Worte nämlich: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden kommen, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, welcher helfen will, die offene Wunde der Welt zu heilen!"

David Livingstone hat sein Leben daran gesetzt, die furchtbaren Greuel der Menschenjagd und des Sklavenhandels aufzudecken und Mittel zur Abhilfe vorzuschlagen, und das mit einer Liebe, die alles hofft und alles duldet. Und das Werk seines Lebens ist nicht vergeblich gewesen. Seine herzergreifenden Schilderungen von dem Elend Afrikas und den Grausamkeiten des Sklavenhandels haben die Christenheit Europas zu thatkräftiger Hülfe aufgerufen. Alle die großen kolonialen Unternehmungen im zentralen Afrika und vor allem die zahlreiche, mit so großem Erfolg gekrönten Missionsunternehmungen am Njassa, am Sambesi, im Kongostaat und in den portugiesischen Besitzungen sind eine reiche Ernte der Thränensaat David Livingstones.

Auch unser Vaterland ist durch seine kolonialen Erwerbungen in Ostafrika mit in das Erbe Livingstones eingetreten. Unsere Truppen und Dampfer dringen bis in das Herz Ostafrikas vor, um überall den Karawanenstraßen der arabischen Sklavenhändler zu folgen und ihnen ihr abscheuliches Mordhandwerk zu legen. Und unsere Missionsgesellschaften senden ihre Glaubensboten nach den Häfen Ostafrikas und nach dem Njassa. Gerade die neue

Mission unserer Berliner Missionsgesellschaft im Kondeland am Nordende des Njassasees geht recht eigentlich in den Fußstapfen des großen Missionars und Menschenfreundes Livingstone. Denn diese ganze Wasserstraße, den Sambesi, Schire und Njassa, hat er erforscht, und in diesen Gegenden eine große evangelische Mission zu gründen war sein Herzenswunsch. So wollen wir wünschen und hoffen, daß unsere Missionsfreunde auch von einer so brennenden Liebe zu den armen Schwarzen jener Länder erfüllt werden, und daß unsere nach dorthin ausgesandten Missionare ihr Werk mit derselben selbstverleugnenden Opferfreudigkeit ausrichten wie David Livingstone.

8. 893. Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

Verlag der

Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft.

Berlin N.O. 43. Friedenstraße 9.

Evangelische Mission
im
Nyassa-Lande
mit 8 Bildern und 2 Karten
von
Julius Richter,
Pfarrer in Rheinsberg (Mark)
Preis geb. 2,50 M.

Daraus apart:
Karte vom Nyassa-Gebiet
mit Angabe der vorhandenen Missions- und Handelsstationen.
— Preis 30 Pfennig. —

Wilhelm Posselt,
der Kaffern-Missionar.
Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission,
von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben von
Konsistorial-Rat Pfitzner
und Missions-Direktor D. Wangemann.
Mit zahreichen guten Illustrationen.
2. Auflage.
Preis 1,75 M., gebunden 2,25 M.

Kleine
Erzählungen aus der Mission
in Afrika und China.
Band I
mit 10 Bildern.
In biegsamem Einband.
Preis 60 Pfennig.

---

23 Lieder
für Missionsstunden und -Feste
(8 Seiten).
Preis p. 100 Ex. 1 Mark.

Dornen und Ähren
vom Missionsfelde.
Herausgegeben von der
Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.
— Preis pro Heft 10 Pf. —

Nacht und Morgen
in fernen Ländern.
Schilderungen aus der Heidenmission in Wort und Bild
herausgegeben von der
Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.
— Preis pro Heft 25 Pf. —

Vater Christliebs
Abendunterhaltungen über die Mission.
Mitgeteilt von
D. R. Grundemann
Pastor in Mörz bei Belzig.
Heft 1. Das Missionswesen in der Heimat.
Heft 2. Die Missionsgesellschaften.
— Preis pro Heft 20 Pf. —

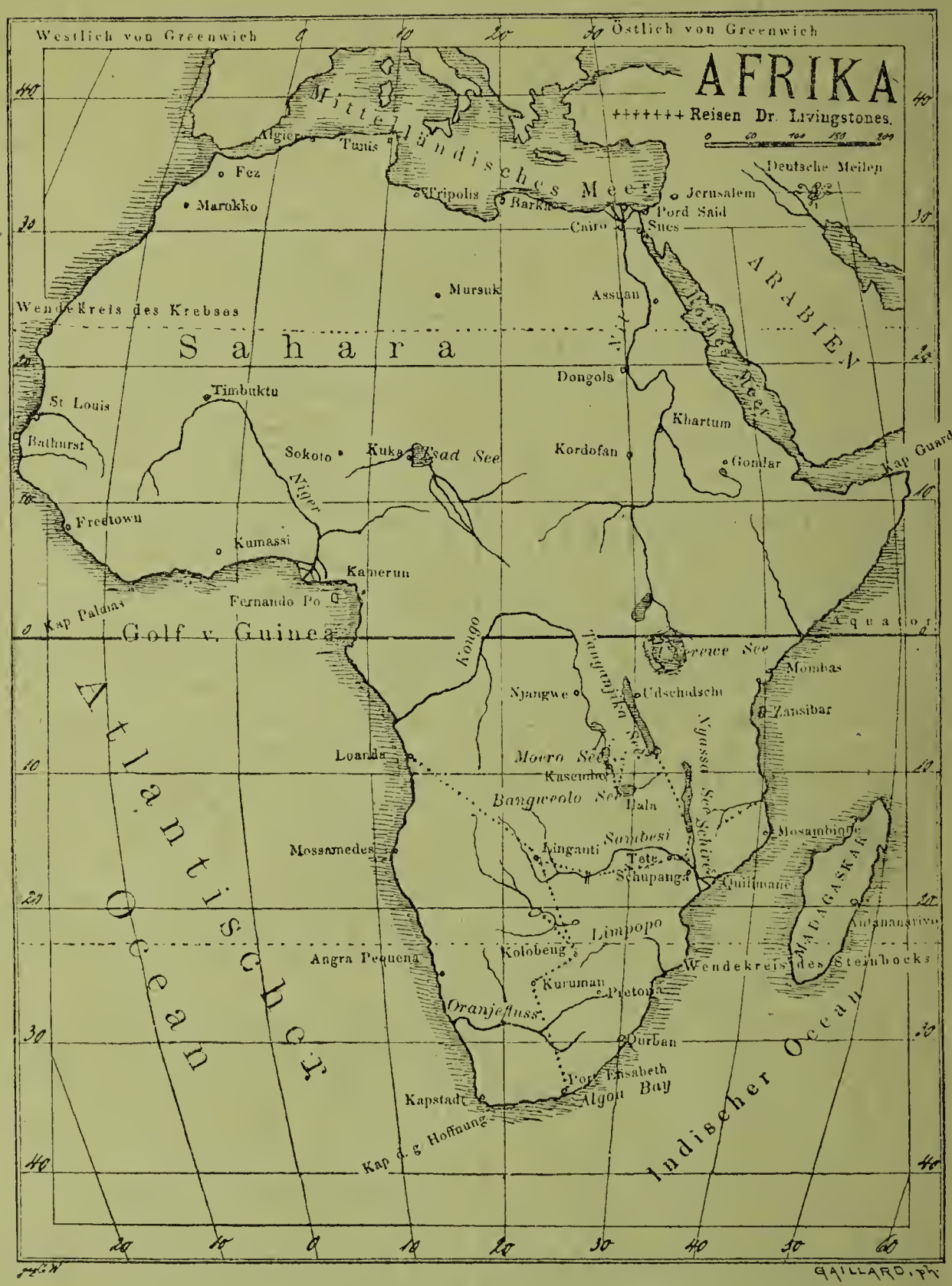
Missionsschriften für Kinder
in farbigem Umschlag mit Bildern à 5 Pf.

Neue Missionsschriften
in farbigem Umschlag mit Bildern.
Hefte à 5 Pf, 10 Pf, 15 Pf, 20 Pf, 30 Pf.

Missions-Immergrün.
Blumenkarten mit Sprüchen oder Liederversen
welche Herr Missionsdirektor D. Wangemann ausgewählt hat,
oder mit Glück- und Segenswünschen.

Missionsfreunde, welche im Interesse der Sache den Verkauf dieser Schriften und Blumenkarten auf Missionsfesten, an Bekannte 2c. übernehmen wollen, sind herzlich gebeten, eine Auswahlsendung in Kommission zu verlangen. Nichtabgesetztes wird zurückgenommen.

Vollständige Verlags-Verzeichnisse und Kataloge anderer empfehlenswerter Bücher auf Wunsch unentgeltlich und portofrei.


AFRIKA
+++++++ Reisen Dr. Livingstones.
Westlich von Greenwich
Östlich von Greenwich
Mittelländisches Meer
Algier
Tunis
Fez
Marokko
Tripolis
Barka
Jerusalem
Pord Said
Cairo
Sues
Deutsche Meilen
ARABIEN
Rothes Meer
Mursuk
Assuan
Wendekreis des Krebses
Sahara
Dongola
Timbuktu
St Louis
Bathurst
Khartum
Sokoto
Kuka
Tsad See
Kordofan
Gondar
Kap Guardafui
Niger
Freetown
Kumassi
Kamerun
Fernando Po
Kap Palmas
Golf v. Guinea
Aquator
Kongo
Tanganjika See
Mombas
Njangwe
Udschidschi
Zansibar
Loanda
Moero See
Kasembo
Bangweolo See
Bala
Nyassa See
Schire
Mossamedes
Linganti
Sambesi
Tete
Schupanga
Mosambique
Quilimane
MADAGASKAR
Antananarivo
Limpopo
Kolobeng
Angra Pequena
Wendekreis des Steinbocks
Kuruman
Pretoria
Oranjefluss
Durban
Port Elisabeth
Algoa Bay
Kapstadt
Kap d. g. Hoffnung
Atlantischer Ocean
Indischer Ocean
GAILLARD. ph.